

Basler Zeitung, 18. 11. 2013

Ungebundene Frau, Zeugin des 20. Jahrhunderts, Nobelpreisträgerin.
Zum Tod von Doris Lessing

Von Silvia Henke

Als Doris Lessing im Oktober 2007 im Alter von 87 Jahren den Nobelpreis für Literatur erhielt, war sie in gewisser Weise schon tot. Sie nahm die später Ehre zur Kenntnis, freute sich lakonisch und lebte ihr altes zurückgezogenes Leben zu Ende. Natürlich kam der Preis zu spät. Für Marcel Reich Ranicki war die Wahl „bedauerlich“ – eine Entscheidung mit der man noch leben könne, für Sigrid Löffler eine Fehlentscheidung. Eindeutigen Zuspruch erhielt Lessing denn auch aus dem politischen Lager: von ihrem Neffen Gregor Gisi, dem Vorsitzenden der KPD und vom Präsidenten Südafrikas, der ihre literarische Stimme gegen Kolonialismus, Geschlechterdiskriminierung und weiße Vorherrschaft in Südafrika als „dauerhaft und nie nachlassend“ gerühmt hat. Ein Schriftsteller, der ihr sofort einen hohen literarischen Rang bestätigte, war Umberto Eco: Lessing verfüge über eine individuelle literarische Seele. Das trifft Lessings Werk, das von weitem und von nahem etwas Unvergleichbares hat, ziemlich gut. Denn obschon programmatisch und eindeutig an sozialen Themen orientiert, ist es nie einer einfachen Formgebung gefolgt, nicht einmal in der Wahl der Genres. Individuell oder eigenwillig, unterschiedlich oder heterogen hat Lessing ihr heimliches Thema der sozialen Gerechtigkeit in allen literarischen Stilen ent- und verworfen. Somit wäre bei der Vergabe des Nobelpreises die Frage, wie Literatur Agentin sozialer Themen sein kann, neu zu stellen gewesen. Aber das geschah kaum: zwar wurde die siebenbändige Kasette als Auswahl ihres Gesamtwerks pünktlich 2008 auf den Markt gebracht, aber einmischen in die Diskussion zum Verhältnis von Literatur, Geschichte und Politik konnte sich Lessing als 87-jährige gebrechliche Dame nicht mehr, der Preis kam mindestens 20 Jahre zu spät.

La condition coloniale: Von „Afrikanische Tragödie“ zu „Alfred und Emily“

Das erste und das letzte Buch, beides fiktive Autobiographien, umspannen die Pole von Lessings kosmopolitischer Biographie.: „Afrikanische Tragödie“ (The grass is singing“) von 1949 handelt vom absoluten Unvermögen einer weissen Farmerfrau in Rhodesien, dem heutigen Simbabwe, zu leben und endet mit einem Mord des schwarzen Boy an seiner nach falschen Voraussetzungen lebenden „Missus“. Lessing schrieb ihn, als sie Ende der 40er Jahre nach der Scheidung mit Gottfried Lessing zurückkehrte nach London und damit den Versuch in Südrhodesien zu leben, den sie als Tochter eines britischen Kolonialoffiziers unfreiwillig angetreten hatte, abbrach. Als ausweglos beschreibt sie die Lage der Einheimischen, als leer und zynisch die Existenz der weissen Kolonialisten. Obschon im britischen Farmerpaar die eigenen Eltern mitporträtiert werden, ist das Buch nicht auf ein Ehe- oder Frauenschicksal hin angelegt, sondern zeigt kühl und mitleidlos die Fehler des Kolonialsystems und die Unmöglichkeit, in diesem die Rassengrenzen zu überwinden. Gemeinsam mit dem früheren Roman Tania Blixens „Out of Africa“ (1937) sowie dem späteren des südafrikanischen Literaturnobelpreisträgers Coetzee „In the heart of the country“ (Im Herzen des Landes, 1982)“ muss die „Afrikanische Tragödie“ noch heute als Buch taxiert werden, das die „condition coloniale“ in ihrer ganzen grausamen Absurdität darstellt. Anders als bei Tania Blixen verliert bei Lessing das weisse Farmerleben allen idyllisierenden Glanz und

anders als bei Coetzee ist der Mord an einem Schwarzen bei Lessing viel weniger psychologisch motiviert als sozial determiniert. In beiden Büchern aber sind die Täterinnen weisse und völlig verstörte Frauen.

In „Alfred und Emily“ kehrte Lessing 2008 nochmals zum Leben ihrer Eltern zurück, das sie historisch neu perspektiviert und auch wieder in eine ungewöhnliche Form gießt, als „Alternative Biographie mit Fotos, Erläuterungen und echten Erinnerungen.“ Die zweiteilige Konstruktion wirkt wie eine sehr späte Versöhnung mit dem harten und auch misslungenen Leben der Eltern, deren Schicksal sie nochmals durchspielt unter der Annahme, der erste Weltkrieg, der beide Eltern physisch und psychisch beschädigt hat, hätte nicht stattgefunden und – erstaunlich – sie selbst wäre gar nicht geboren worden. Der fiktive Teil der Autobiographie ist demnach eine Rücknahme der eigenen Existenz zum Wohl der Eltern, die ihre beruflichen, sozialen und künstlerischen Interessen durchsetzen können. Dagegen schildert der historische Teil der Biographie mit den Fotos, das was wirklich passierte, als der erste und auch der zweite Weltkrieg zu Ende war. Eine der schönsten Szenen spielt am Klavier: zehn RAF-Soldaten werden bei der Farmerfamilie in Rhodesien untergebracht und sie singen Lieder von dem, was sie einst liebten und nie wieder antreffen würden in Europa. Die Versöhnung, die Lessing mit dem Leben der Eltern und mit dem 20. Jahrhundert in diesem letzten Buch versucht, ist also zwiespältig im eigentlichen Wortsinn: das geglückte Leben ist nicht wahr und das wahre Leben steht immer im Zeichen von Verstörung und Verlust. Dazwischen liegt das, was Literatur und Leben trennt: eine Kluft.

Herzstück und Bibel des Feminismus: „Das goldene Notizbuch“ (1962)

Um diese Kluft kreist auch Lessings Herzstück „The golden notebook“ von 1962, mit dem sie weltberühmt wurde und das in seiner alle formalen Kriterien eines realistischen Romans oder einer kohärenten Autobiographie sprengenden Anlage kaleidoskopisch darüber nachdenkt, was denn vom Leben zu Literatur werden kann. Und vor allem: *wie* kann das gelingen? Die Perspektive, aus der diese Frage in vier verschiedene Notiz- oder Tagebücher aufgesplittert wird, stammt von einer „ungebundenen Frau“ aus den 50er Jahren – Anna Wulf, einer allein erziehenden Mutter und Schriftstellerin, die in diesem Koloss von Roman eigentlich eine Schreibmaschine für oder gegen die Komplexität des Lebens entwirft. Die Rahmenhandlung des Buches beschreibt nämlich die Entstehung eines Romans, der auf verschiedene biographische Dokumente und vier biographische Schichten zurückgreift: im schwarzen nochmals die kolonialistische Erfahrung, im roten die kommunistische, im blauen die private und psychoanalytische und im gelben die aktuelle der Schriftstellerin, die um die Form ihres Buches ringt – das vielleicht ein goldenes Buch werden könnte. Doch das Fragmentieren des Stoffs und des eigenen Lebens ist kein Spiel, das sich beenden lässt. Wenn Anne Wulf auf der ersten Seite sagt: „as far as I can see, everything is cracking up“, dann wird nichts mehr zusammenwachsen, auch im goldenen Notizbuch nicht: Anne Wulf kann sich ihrem Stoff in zersplitterter Form zwar nähern, aber bewältigen wird sie ihn nicht. Obschon Lessing sich dezidiert verwahrt hat dagegen, ein Buch für Frauen geschrieben zu haben, wurde das „Goldene Notizbuch“ in England und später auch in Deutschland wie ein Manifest des Feminismus und der feministischen Literaturtheorie rezipiert. Und dies nicht zu Unrecht: denn Lessing hat (ähnlich wie Simone de Beauvoir) die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern seziert, ohne sie in eine ideologische Sackgasse zu fahren. Und – anders als die Ikonen des literarischen Feminismus in Deutschland und Österreich, Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek – hat sie dabei den

Humor nie verloren. Zeugnis davon legt eines ihrer letzten Bücher ab, „Die Kluft“ (2007), ein mythologischer Geschlechtercomic, der die Entstehung des „anderen Geschlechts“ umkehrt: die Frauen sind demnach das Mass der Schöpfung, die Männer ein biologischer Unfall, ein notwendiges Übel. Zwischen den beiden liegt eine Kluft, aber auch viel Lust, Ironie und Neugierde. Bis ins hohe Alter hat Doris Lessing als sonderliche literarische Stimme etwas gewagt, das im Rückblick doch um einiges reifer, literarisch gesättigter und weiser wirkt als die heutigen Klassenschlager der Geschlechterprosa zwischen Feuchtgebieten und grauen Schatten. Wenn also das 21. Jahrhundert jenes der Frau sein soll, dann gehören die Bücher von Doris Lessing dazu.